

Christoph Deutschmann

Kommentar zu Uwe Schimank: Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft

Der Titel von Schimanks Beitrag klingt nicht gerade bescheiden: Will der Autor in die Fußstapfen von Parsons und Luhmann treten und eine neue Supertheorie der Gesellschaft entwerfen, die – jene noch überbietend – auch die der Systemtheorie fernstehenden Theorietraditionen eingemeinden will? Das wäre jedoch ein Missverständnis; zweifellos ist es nicht Schimanks Ehrgeiz, zu einem neuen Säulenheiligen im Pantheon des soziologischen Theoriehimmels aufzusteigen. Er möchte vielmehr dem »Zerfall« der soziologischen Gesellschaftstheorie in konkurrierende, teilweise auch gegeneinander indifferente Angebote entgegenwirken und einen Vorschlag zur Integration der verschiedenen Perspektiven unterbreiten. Damit nimmt er ein nicht nur Eingeweihten wohlbekanntes Problem auf. Anders als die ökonomische Theorie kennt die Soziologie bis heute keinen »mainstream«. Sie pflegt zwar ihre Klassiker, reiht sie jedoch weitgehend beziehungslos, meist nur unter biographischen Gesichtspunkten, aneinander. Versuche eines systematischen »Theorievergleichs«, oder wenigstens der Identifikation gemeinsamer Problemdefinitionen, hat es zwar immer wieder gegeben, aber sie sind bislang weitgehend im Sande verlaufen. Es gibt zwar Autoren, die, wie Giddens, in dem anarchischen Theoriepluralismus der Soziologie keine Schwäche, sondern im Gegenteil einen Ausdruck der Vitalität des Faches erblickt haben. Das mag nicht ganz falsch sein, aber die Buntheit, Vielfalt und Widersprüchlichkeit, die die soziologische Theorielandschaft aufweist, hat unzweifelhaft auch ihre problematischen Seiten. Sie verträgt sich schlecht mit dem Wahrheitsanspruch, den die Soziologie als Wissenschaft erheben muss; sie fördert eine gewisse intellektuelle Beliebigkeit und die Zersplitterung des Faches in verschiedene »Schulen«, die einander kaum mehr zur Kenntnis nehmen.

Schimank unternimmt mit seinem Beitrag einen neuen Anlauf, um diesem Problem zu Leibe zu rücken. Zweifellos ist er aufgrund seiner langjährigen Erfahrungen in diesem Feld dafür gut vorbereitet; erinnert sei nur an seine gemeinsam mit Ute Volkmann durchgeführten Studien über »soziologische Gegenwartsdiagnosen« (Schimank/Volkmann 2000, 2002), in denen die Leistungsfähigkeit verschiedener Theorieschulen bei der Diagnose gesellschaftlicher Probleme systematisch erkundet wurde. Sein zuletzt vorgelegter Band »Gesellschaft« (Schimank 2013) stellt ebenfalls eine wichtige Vorarbeit dar. Der jetzt vorliegende Beitrag stellt, wie Schimank betont, nur einen ersten Versuch dar, eine Schneise in das Dickicht des soziologischen Theoriepluralismus zu schlagen und einen Komplex kohärenter Aussagen zwischen unterschiedlichen »Theriefamilien« herauszuschälen. Metatheoretische Fragen des Gegenstandsbezuges und der Methode bleiben da-

bei noch weitgehend ausgeklammert; erst in weiteren Schritten will der Autor sich ihnen und seinem eigentlichen Ziel einer »integrativen Theorie« der modernen Gesellschaft nähern. Im Folgenden gehe ich zunächst auf Schimanks Vorgehen bei der Verknüpfung der zentralen Begriffe und Aussagen der ausgewählten Theorien ein. Anschließend werde ich die metatheoretischen Fragen ansprechen, die Schimank hier zwar weitgehend ausklammert, ohne deren Klärung jedoch sein Vorhaben kaum erfolgsversprechend erscheint.

Ausgangspunkt von Schimanks Überlegungen ist die Unterscheidung von drei dominanten soziologischen »Theorie-Familien«, von denen die erste das Phänomen der sozialen Differenzierung, die zweite das der sozialen Ungleichheit, die dritte den Tatbestand der kulturellen Integration zum Thema macht. Schimank erläutert diese Unterscheidung dreier »Familien« hier nicht weiter, obwohl sich schon hier Fragen stellen: Wie treffend ist diese recht heroisch anmutende Unterscheidung, warum gerade *drei* »Familien«? Ist eine eindeutige Zuordnung einzelner Autoren möglich; werden nicht ganze Schulen ausgeblendet? Wo bleibt z. B. die handlungstheoretische Tradition von Homans über Coleman bis Esser, wo bleibt Mead, den man ja nicht einfach als »Kulturtheoretiker« bezeichnen kann? Schimank betont nur die Notwendigkeit einer Reduktion auf »elementare Kernvorstellungen« der einzelnen Familien, um überhaupt Brücken zwischen ihnen schlagen zu können. Die »mehr oder weniger gewichtigen Beimischungen« aus anderen Perspektiven müssten zunächst ausgeblendet werden, um sie dann später in kontrollierter Form wieder einführen zu können.

Im *zweiten Schritt* werden die »Kernvorstellungen« der drei Theorie-Familien näher erläutert. Sie bestehen zum einen in gewissen, allen drei Ansätzen gemeinsamen »anthropologischen« Grundannahmen, die Schimank mit den Stichworten »Handlungsfähigkeit« und »Weltoffenheit« umschreibt. Damit seien bereits die Grundmerkmale von Gesellschaftlichkeit benannt, die in den drei Theorie-Familien zu Sprache kommen. Zum anderen handelt es sich um die Leitideen der drei Familien selbst, nämlich

»funktionale Differenzierung als Gegenüber teilsystemischer Leistungsproduzenten und Leistungsnehmer, die Ungleichheit Besser- und Schlechtergestellter, das Gegenüber von Fortschrittsverfechtern und Traditionalisten, sowie die Verfechter verschiedener Fortschrittsvorstellungen« (Schimank 2015: 245).

Im *dritten Schritt* (Abschnitt 2) geht es nun um den Zusammenbau des angestrebten integrativen Modells. Der Ausgangspunkt ist funktionale Differenzierung und die daraus folgende multiple Partialinklusion der Akteure als Grundmerkmal der modernen Gesellschaft (2.1.). Mit der daran anschließenden Interpretation funktional differenzierter Wertsphären als auf Steigerung angelegte, konkurrierende Lesarten gesellschaftlichen »Fortschritts« wird eine erste Verbindung zwischen dem differenzierungstheoretischen und dem kulturtheoretischen Ansatz hergestellt (2.2.). Danach nimmt der Gedankengang mit der Einführung der Kapitalismustheorie (2.3.) eine etwas überraschende Wendung. Nicht etwa werde hier, wie Schimank betont, eine vierte Theoriefamilie eingeschmuggelt (das würden Marxisten zweifellos so sehen). Die Herausbildung des modernen Kapitalismus sei vielmehr zunächst als ein »normaler« Prozess funktionaler Differenzierung im

Sinne der Differenzierungstheorie – in diesem Fall der Ausdifferenzierung des Wirtschaftssystems – zu interpretieren. Dann jedoch weicht Schimank von der üblichen systemtheoretischen Argumentation ab. Aufgrund der asymmetrischen Abhängigkeit aller anderen Teilsysteme von Geld als Medium des Wirtschaftssystems nämlich nehme die Wirtschaft eine Sonderstellung gegenüber den anderen Teilsystemen der Gesellschaft ein, die die Verwendung des Begriffes »Kapitalismus« rechtfertige. Der dem Wirtschaftssystem inhärente Ökonomisierungsdruck übertrage sich aufgrund der Geldabhängigkeit auch der nichtwirtschaftlichen Teilsysteme auf die ganze Gesellschaft, mit der Folge einer latenten, krisenträchtigen Dominanz des Wirtschaftssystems über die ganze Gesellschaft. Um diese Dominanz und ihre gesellschaftlich polarisierenden Wirkungen abzufedern, habe sich der westliche Wohlfahrtsstaat als eine Art »Korrekturmechanismus« herausgebildet – ein Argument, mit dem Schimank zugleich eine Brücke zwischen dem differenzierungs- und dem Ungleichheitstheoretischen Ansatz zu bauen versucht.

Der Abschnitt 2.3. stellt den Eckpunkt in Schimanks Gedankengang dar, denn mit der Kapitalismustheoretischen Wende werden die weiteren Brückenbauten mit dem Ungleichheitstheoretischen (2.4.) und dem Kulturtheoretischen (2.5.) Ansatz präjudiziert. Die Ungleichheit sozialer Lebenschancen in der modernen Gesellschaft sieht der Autor als primär *geldvermittelte* Ungleichheit, sei es in der Form ungleichen Vermögensbesitzes, sei es in der ungleicher Arbeitsmarktchancen. Geldvermittelte Ungleichheit bedeute auch eine Ungleichheit individueller Teilhabechancen an den Leistungen der nichtwirtschaftlichen Teilsysteme, von der Bildung bis hin zum Kulturbereich, die nur dank wohlfahrtsstaatlicher Interventionen eine gewisse Milderung erfahre. Und schließlich seien die scheinbar »autonomen« Fortschrittsideen der nichtwirtschaftlichen Teilsysteme zumindest latent durch den Wachstumsimperativ des Wirtschaftssystems infiltriert, der gleichsam als »Master-Narrativ alle weiteren Lesarten von Fortschritt« dominiere. Auch die Wissenschaft, die Politik, die Bildung, die Kultur würden, ob ausgesprochen oder nicht, an ihrem Beitrag zum wirtschaftlichen »Wachstum« gemessen. Schimank – so lässt sich das Ergebnis zusammenfassen – ist weder Untergangsprophet, noch Gleichgewichtstheoretiker. Er bleibt seiner Position als akteursorientierter Differenzierungstheoretiker treu, rechnet aber mit der Möglichkeit, dass die von ihm diagnostizierte »Unwucht« im Zusammenspiel der teilsystemischen Handlungslogiken eskalieren und außer Kontrolle geraten könnte. An empirischen Indizien für eine solche Vermutung fehlt es in der Gegenwart gewiss nicht.

In meinem Kommentar gehe ich zunächst die drei Hauptschritte von Schimanks Gedankengang der Reihe nach durch. Auf die Problematik der recht willkürlich anmutenden Unterscheidung dreier »Theoriefamilien« habe ich bereits hingewiesen. Es ist fraglich, ob je ein Autor bereit wäre, sich selbst in dieser Weise zuordnen zu lassen. Selbst Differenzierungstheoretiker würden eine schlichte Gleichsetzung von funktionaler Differenzierung mit Gesellschaft zweifellos nicht akzeptieren. Differenzierung ist nicht Indifferenz; sie setzt somit Einheit voraus, wie Luhmann selbst immer betont hatte, aber worin besteht die Einheit der Gesellschaft jenseits ihrer funktionalen Differenzierung? Ebenso wenig würden Ungleichheitstheoretiker bzw. Kulturtheoretiker soziale Ungleichheit bzw. Kultur zum Inbegriff der Gesellschaft *überhaupt* erklären. Alle Theorien enthal-

ten, wie Schimank selbst feststellt, »Beimischungen« der jeweiligen anderen Elemente; nur das Mischungsverhältnis ist verschieden. Das aber verweist auf Unterschiede in dem latent Gemeinsamen bzw. ausgeschlossenen Dritten: dem Gesellschaftsbegriff selbst. Darauf jedoch möchte sich Schimank (vgl. Schimank 2013: 9f.) nicht einlassen, weil er die Debatte darüber für uferlos und unproduktiv hält – vielleicht etwas vorschnell; ich komme weiter unten darauf zurück.

Auf die, wie Schimank selbst einräumt, stark stilisierte Charakterisierung der Kernelemente der drei »Theorie-Familien« gehe ich hier nicht näher ein. Diskussionsbedürftig sind jedoch die von Schimank genannten »anthropologischen« Prämissen. Gegen die Standard-Formel der »Weltoffenheit« ist gewiss nichts einzuwenden, aber was ist mit »Handlungsfähigkeit« gemeint? Wäre es nicht angemessener gewesen, an dieser Stelle das zu nennen, was Handlungsfähigkeit erst ermöglicht, nämlich Sprache und symbolisch basierte Kommunikation? Mit einer solchen Grundlegung hätte Schimank auch die Unterscheidung zwischen objektivierter und subjektiver Kultur aufnehmen und die recht holzschnittartige Stilisierung der »kulturtheoretischen« Theorie-Familie vermeiden können. Die Betonung der konstitutiven Bedeutung von Sprache und Kommunikation sollte – um einem möglichen Missverständnis vorzubeugen – auch hier nicht dazu verleiten, beide mit Gesellschaft *gleichzusetzen*. Die Gesellschaft und ihre Geschichte konstituieren sich vielmehr, wie man mit Plessner (und in gewisser Weise auch schon mit Marx) sagen könnte – durch die *Differenz* der körperlichen und der symbolischen Dimension menschlicher Existenz, die sich in der Tat nicht nach einer Seite auflösen lässt und deren Einheit unbeobachtbar ist. Andernfalls müssten wir in der Lage sein, das Ende der Geschichte zu kennen.

Die gravierendsten Fragen werfen zweifellos die Einführung des Kapitalismus-Konzepts und die mit ihm verknüpfte Annahme einer »dominanten« Rolle des ökonomischen Subsystems (Abschnitt 2.3.) auf. Luhmann selbst hatte zwar – darauf hat Schimank selbst schon vor langer Zeit aufmerksam gemacht (Schimank 2005) – mit dem Gedanken einer Dominanz einzelner Funktionssysteme immer wieder gespielt, ihn aber letztlich verworfen. Er lehnte die These einer »Präponderanz« der Wirtschaft ausdrücklich ab und bestand darauf, dass das Verhältnis der einzelnen Funktionssysteme zueinander nicht im Sinn einer Hierarchie, sondern einer »Interpenetration« auf gleicher Ebene zu begreifen sei (Luhmann 1988: 322f.). Das Motiv für Luhmanns Bedenken liegt auf der Hand: Würde die Annahme der Dominanz eines einzelnen Subsystems nicht auf die Preisgabe des Prinzips funktionaler Differenzierung selbst hinauslaufen? Müsste dann nicht statt von funktionaler wieder von hierarchischer Differenzierung die Rede sein? In der Tat scheint Schimanks Modell auf die These einer mindestens partiellen Unterdrückung funktionaler Differenzierung hinauszulaufen. Die von ihm unterstellte Dominanz des Geldmediums auch über die nichtwirtschaftlichen Subsysteme bedeutet offensichtlich, dass die Eigenlogik jener Systeme nur noch *nach Maßgabe* ihrer Konformität mit dem Leitwert des finanziellen Gewinns zum Tragen kommen kann. Die individuelle Teilhabe auch an der Politik, der Bildung, dem Gesundheitssystem, der Kultur usw. hängt dann nicht länger mehr primär von den internen Codes dieser Systeme ab, sondern von dem externen der Zahlungsfähigkeit. Allenfalls der Wohlfahrtsstaat soll ein Gegengewicht gegen diese Übergriffigkeit des ökonomischen Systems bilden – ein Argument, das

nicht nur angesichts des Sozialabbaus der letzten Jahrzehnte in den fortgeschrittenen westlichen Ländern, sondern auch der überhaupt geringen Ausprägung wohlfahrtsstaatlicher Institutionen in vielen Industrieländern, geschweige denn in Schwellen- und Entwicklungsländern, wenig überzeugen kann (ich komme auf diesen Punkt zurück). Es stellt sich daher die Frage, ob Schimank mit seiner These einer »dominanten« Rolle des ökonomischen Systems seine Ausgangsannahme funktionaler Differenzierung nicht konterkariert, bzw. stillschweigend rückgängig macht.

Alles hängt offensichtlich davon ab, was Schimank unter seiner Formel der »Dominanz« des ökonomischen Systems genauer versteht und worauf er den überragenden Einfluss des Geldmediums auch auf die nichtökonomischen Subsysteme zurückführt. Geht man von der bekannten, von Schimank nicht in Frage gestellten Luhmann'schen Deutung aus, so besteht die Leistung des Geldmediums in der Codierung des Problems der Knappheit. Geld transformiert das Problem der Knappheit in das der Eigentumsrechte und erlaubt eine gesellschaftliche Bearbeitung dieses Problems, indem es private Eigentumsrechte kommunizierbar und übertragbar macht (Luhmann 1988: 177f.). Die von Schimank unterstellte Dominanz des ökonomischen Systems über die nichtwirtschaftlichen Subsysteme wäre danach in deren Abhängigkeit von nur über Geld zugänglichen »Ressourcen« aller Art begründet; Parsons hätte hier den Begriff der »Adaption« eingeführt. Aber diese Ableitung der Vorherrschaft des ökonomischen Systems über die Gesellschaft aus letztlich »materiellen« Abhängigkeiten droht auf einen kruden Ökonomismus nach dem berüchtigten Vorbild marxistischer »Ableitungstheorien« hinauszu laufen. Das dürfte Schimank ganz gewiss nicht im Sinn haben. Will man diese Konsequenz vermeiden, so bleibt nur der Weg, die überkommene Luhmann'sche Funktionsbestimmung des Geldes selbst zu überprüfen.

Das hat Schimank, in Anlehnung vor allem an Simmel und seine Interpretation des Geldes als »absolutes Mittel«, teilweise auch getan. Er hebt als Charakteristikum des Geldes gegenüber den Medien der anderen Teilsysteme seine universelle Einsetzbarkeit hervor: »Geld hingegen ist global; es vermag fast alles – wenn auch keine Liebe – zu kaufen, und vor allem, ohne heute vorausbestimmen zu müssen, was morgen gekauft wird; es kann von jedem gegenüber jedem gehandelt werden; und es ist am eindeutigsten quantifiziert. Insbesondere vermag das Geld Arbeitskraft zu kaufen, wie sie in allen Teilsystemen in deren Arbeitsorganisationen benötigt wird, und diese Arbeitskraft im Rahmen einer weiten ›zone of indifference‹ (Barnard 1938: 167-169) für die teilsystemische Leistungsproduktion einzusetzen« (Schimank 2013: 52). Geld – so lautet das Argument – kontrolliert nicht nur das, was bereits hergestellt worden ist und am Markt angeboten wird, sondern auch das, was hergestellt werden *könnte*, und zwar nicht nur in Wirtschaftsunternehmen, sondern auch in den Arbeitsorganisationen aller anderen Subsysteme. Damit erweist es sich als ein weit mehr als nur »ökonomisches« Medium im konventionellen Sinn. Luhmanns Definition des Geldes als ein Medium zur Kommunikation und Übertragung privater Eigentumsrechte ist deshalb zwar nicht falsch. Aber es macht einen grundlegenden Unterschied aus, ob diese Eigentumsrechte sich nur auf Arbeitsprodukte oder auch auf die Produktionsbedingungen inklusive der Arbeitskraft beziehen. Es kommt nicht nur auf die inhärenten Eigenschaften des Geldmediums an, son-

dern auch auf dessen »Opportunitätskontext«. Weitet sich letzterer in einem solchen Ausmaß aus, wie in Europa (und später in der ganzen Welt) seit dem späten 18. Jahrhundert, ist Geld nicht länger nur Geld, sondern verwandelt sich in Kapital, wie schon Karl Marx gezeigt hatte.

Der Unterschied zwischen Geld und Kapital verweist darauf, dass der historische Ausdifferenzierungsprozess der Geldwirtschaft sich in anderer Weise vollzogen hat als der der anderen gesellschaftlichen Teilsysteme. An diesem Punkt ist die Position Luhmanns ebenso wie die Schimanks korrektur- und ergänzungsbedürftig. Luhmann interpretiert die Ausdifferenzierung der modernen Wirtschaft analog zu der der anderen Subsysteme als einen Prozess der Ausbildung eines systemspezifischen Codes bei gleichzeitiger Einschränkung des Geltungsbereichs. Im Vergleich zum Mittelalter falle heute vor allem »eine erhebliche Einschränkung dessen auf, was für Geld gekauft werden kann – heute zum Beispiel weder Seelenheil noch Spezialprovidenz jenseitiger Mächte noch politische Ämter, Steuern, Kanzleitägen oder ähnliche Einkünfte. Eben diese *Einschränkung* ist unerlässliches Erfordernis einer *Differenzierung* von Wirtschaft und damit Bedingung ihrer *autonomen Geschlossenheit* als eigengesetzlich operierendes Funktionssystem der Gesellschaft«. (Luhmann 1990: 101f.). Erst die Eingrenzung ihres eigenen Funktionsbereichs – so Luhmann – versetzt die Wirtschaft in die Lage, sich selbst zu regulieren und Einschränkungen aufgrund systemfremder Normen – etwa aufgrund des Zinsverbots, oder der Lehre vom »gerechten Preis« – abzuwehren. Luhmann vernachlässigt nicht nur, dass die Legitimität der von ihm genannten »mittelalterlichen« Praktiken bereits unter den Zeitgenossen umstritten war (andernfalls hätte die reformatorische Bewegung kaum entstehen können), und dass diese Praktiken damals nur für eine kleine Minderheit in einer mehrheitlich von der Geldwirtschaft noch wenig berührten Gesellschaft von Bedeutung waren (neuerdings dazu Türcke 2015). Der charakteristische Zug der Entwicklung der Geldwirtschaft in der Neuzeit war, wie Luhmann vor allem entgegenzuhalten wäre, gerade nicht Eingrenzung, sondern Entgrenzung. Das gilt schon für das 16. Jahrhundert und noch mehr für die im späten 18. Jahrhundert einsetzende Epoche des industriellen Kapitalismus. Nicht nur breiteten die Märkte sich über regionale und nationale Grenzen hinaus aus; mit den Land- und Gewerbeformen griffen sie auch auf die Produktionsbedingungen, vom Boden bis hin zur freien Arbeitskraft, über – Prozesse, die Karl Polanyi mit seiner bekannten Formel von der »Great Transformation« zusammengefasst hatte. Mit der extensiven und intensiven Entgrenzung der Märkte stieg auch das Zugriffspotential des Geldes in einer historisch nie dagewesenen Weise. Die Selbstregulierung der Märkte erreichte ihren Gipfelpunkt in der im 19. Jahrhundert ebenfalls in großem Stil zu beobachtenden Ausbreitung globaler Finanz- und Kapitalmärkte.

Es handelte sich hier offensichtlich nicht um einen »normalen« Prozess funktionaler Differenzierung neben anderen, sondern um ein territoriale, soziale und sachliche Grenzen überschreitendes Geschehen von gesamtgesellschaftlicher Tragweite. Der moderne Kapitalismus entwickelte sich nicht einfach »neben« der Ausdifferenzierung der modernen Politik, des Rechts, der Wissenschaft, der Familie. Zugespitzt könnte man vielmehr argumentieren, dass die kapitalistische Entgrenzung des Geldes selbst erst die Grundlage bildete, auf der sich die autonome Politik, der Rechtsstaat, die freie Wissenschaft, die bür-

gerliche Kernfamilie entwickeln konnten. In diese Richtung scheinen auch Schimanks eigene Überlegungen zu gehen, ohne die Konsequenzen jedoch klar zu formulieren. Zweifellos kann man politische Entscheidungen, Recht, Wahrheit usw. nicht unmittelbar »kaufen«, auch wenn es naiv wäre, die Augen vor der faktisch weiten Verbreitung derartiger Formen von Korruption zu verschließen. Die Grundlage der Autonomie der Teilsysteme ist jedoch stets ihre *Finanzierung*, wie Schimank selbst nicht müde wird zu betonen. Selbst die moderne Liebe als freie Hingabe der Partner füreinander ist nur unter der Prämisse der Autonomie der beiden Partner möglich; Autonomie aber setzt je eigenes Geld voraus. Der kapitalistische Code von Gewinn und Wachstum – so folgt daraus – kann nicht einfach mit den Codes der anderen Teilsysteme auf eine Stufe gestellt werden, sondern stellt gleichsam einen Code »höherer Ordnung« dar. Aber was heißt das?

Die Frage lässt sich nur klären, wenn man bereit ist, sich genauer auf die von Schimank beiseite geschobenen methodologischen und metatheoretischen Fragen einzulassen. Der Gegenstand von Schimanks Überlegungen ist die »moderne Gesellschaft«, aber *wie* beziehen sie sich auf diesen Gegenstand? Die Terminologie, in der Autor den methodischen Status seines eigenen Vorhabens beschreibt, ist uneinheitlich: In der Überschrift wird eine »Theorie« angekündigt, teils aber ist von einem bloßen »Modell« die Rede. Ein Modell wäre keine empirisch-historisch gehaltvolle Theorie, sondern eine Zusammenstellung analytischer Kriterien zur Identifikation eines bestimmten Gegenstandes, in diesem Fall der »modernen Gesellschaft«. Sowohl Parsons als auch Luhmann ist vorgehalten worden, nur Modelle in diesem Sinn, jedoch keine Theorie vorgelegt zu haben (Haller 1999). Was Schimank bieten möchte, ist mehr als ein Klassifikationsschema zur *Definition* einer »modernen Gesellschaft«; zweifellos erheben seine zentralen Aussagen einen empirischen Geltungsanspruch. Aber dann müsste auch der empirisch-historische Gesamtbezug der angestrebten Theorie zeitlich und räumlich näher umrissen werden. Wenn es nicht um eine Theorie der Gesellschaft überhaupt, sondern nur um eine der »modernen« Gesellschaft gehen soll, wie wäre dann die *historische Zäsur* zur Abgrenzung dieser Gesellschaftsform zu setzen, im 16. oder erst im 19. Jahrhundert? Und wie steht es mit dem *räumlichen* Geltungsbereich der Theorie: Ist die moderne Gesellschaft ein regional, national oder territorial konstituiertes Gebilde oder ist sie Weltgesellschaft? Schimank weicht diesen Fragen aus und beantwortet sie teilweise uneinheitlich. Seine Fokussierung auf Geld und Kapital als dominante Medien der Vergesellschaftung legen eine weltgesellschaftliche Perspektive nahe. Aber der Sozialstaat als gegenwirkende Kraft, auf die Schimank so großen Wert legt, ist zweifellos ein Faktor von höchstens nationaler, nicht globaler Reichweite, und er kommt nur in einigen Ländern der westlichen Hemisphäre vor. Es drängt sich hier der Eindruck auf, dass auch Schimank (wie viele Theoretiker der Soziologie) sich von der viel kritisierten eurozentrisch-nationalstaatlichen »Container«-Perspektive auf die moderne Gesellschaft noch nicht gänzlich frei gemacht hat (dazu zuletzt Axford 2013: 36f.). Schimanks Frage nach »gegenwirkenden Kräften« ist zwar legitim und sinnvoll. Aber statt sich allein auf die Errungenschaft des westlichen Wohlfahrtsstaates zu konzentrieren, wäre es angemessener gewesen, den Blick auf die ganze Vielfalt funktional äquivalenter Sicherungssysteme im globalen Rahmen – von der Betriebsgemeinschaft bis hin zur konfuzianischen Familie – zu richten.

Dringt man tiefer in die Frage des Gegenstandsbezuges der Theorie ein, so wird das Zögern Schimanks, sich darauf einzulassen, vielleicht verständlicher, denn man stößt auf das dornige Problem der Autoreferentialität der Theorie. Die »Gesellschaft«, auch die »moderne Gesellschaft«, bilden keine beobachtbaren Gegenstände wie Steine oder Bäume, und sie sind auch nicht einfach mit der Realität spezifischer Institutionen (z. B. Staaten oder Rechtssysteme) gleichzusetzen. Die Gesellschaft ist vielmehr ein Gebilde, das sich im strikten Sinn selbst »macht«. Das hatte schon Marx mit seinem Konzept der »Produktion« so gesehen, nicht anders als im 20. Jahrhundert Luhmann mit seiner Idee der »Autopoiesis«, Giddens mit seinem Konzept der »Dualität« von Handlungen und Strukturen, Hartmut Esser mit seinem Mehrebenenkonzept soziologischer Erklärung, oder schon Berger und Luckmann mit ihrer Analyse der »gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit«. Auch die Konstruktion soziologischer Theorien über die Gesellschaft ist Teil des umfassenden Selbstreproduktionsprozesses der Gesellschaft. Der soziologische Beobachter und die von ihm formulierte Theorie sind, wie Luhmann (1998: 16f.) festgestellt hatte, selbst Teil der Wirklichkeit, die sie beobachten; Michael Beetz (2010) hat das gleiche Paradox unter dem Titel des »Autologie-Ontologie«-Problems der Gesellschaftstheorie zum Thema gemacht (Beetz 2010). Es gibt keinen möglichen Beobachter, der der Lage wäre, die Autopoiesis der Gesellschaft von »außen«, gleichsam wie der Mann im Mond, zu betrachten. Der wissenschaftliche Wahrheitsanspruch einer allgemeinen »Theorie« der Gesellschaft dementiert sich folglich unmittelbar selbst – ein unlösbares Dilemma, wie Luhmann betonte.

Statt die Einheit der Gesellschaft direkt zu beobachten, kann die Soziologie allenfalls versuchen, sie indirekt zu erfassen, nämlich über eine Rekonstruktion der Formen, in denen die Gesellschaft *sich selbst* als Einheit wahrnimmt. Als symbolisch konstituiertes Gebilde ist die Gesellschaft darauf verwiesen, ihre Einheit in irgendeiner Form zu reflektieren. Luhmann nannte solche Reflexionen »Selbstbeschreibungen« und widmete ihrer Analyse das letzte Kapitel seines voluminösen Werkes. Selbstbeschreibungen sind wissenschaftlich nicht wahrheitsfähig, sozial jedoch höchst folgenreich. Die klassische, freilich auf vormoderne Gesellschaften beschränkte Form derartiger Selbstbeschreibungen stellt die Religion dar. Indem sie sich aus der Perspektive eines überweltlichen Anderen identifiziert, ist die Gesellschaft in der Lage, ihren eigenen Zusammenhang in einer kohärenten Weise zu organisieren. In modernen Gesellschaften fehlt der religiöse Spiegel; an ihre Stelle treten, neben Reflexionstheorien der Funktionssysteme, nicht religiös konnotierte Selbstbeschreibungen: Subjekt, Nation, Klassengesellschaft, Moderne u.a.. Luhmann erörterte diese Ersatzkandidaten für die religiöse Spiegelfunktion eher lustlos und immer nur mit dem Ziel, ihre Untauglichkeit für die Lösung der aufgewiesenen Erkenntnisparadoxie aufzuweisen.

Der in meiner Sicht vielversprechendste Kandidat fehlt in Luhmanns Liste: Das in Kapital verwandelte Geld, das danach nicht bloß als Medium des ökonomischen Systems, sondern als eine »Selbstbeschreibung« der Gesellschaft im Luhmann'schen Sinn zu interpretieren wäre (ausführlicher: Deutschmann 2015). Kapitalismustheorie wäre dann doch nicht nur eine Variante der Differenzierungstheorie, wie Schimank argumentiert, sondern eine Theorie der Konstitution der modernen Gesellschaft, die ihr empirisches Fun-

dament in dem historischen Prozess der Entgrenzung der Märkte hätte. Im Vergleich zu den Systemmodellen Parsons' oder Luhmanns hat die Kategorie des Kapitals den unermesslichen Vorteil, nicht von Soziologen erfunden zu sein. Die Aufgabe der Theorie wäre dann primär nicht Konstruktion, sondern *Rekonstruktion* der Weise, wie die durch die Gesellschaft selbst hervorgebrachte »Selbstbeschreibung« des Kapitals soziale Strukturen verändert und dynamisiert. Das würde eine Anbindung der Theorie an die Geschichte voraussetzen und den Verzicht darauf, Geschichte gesellschaftstheoretisch zu überholen – hier scheint Schimank noch zu zögern. Eine historisch gerahmte Kapitalismustheorie wäre jedenfalls auch für die Differenzierungstheorie anschlussfähig, indem sie zeigt, wie die extensive und intensive Entgrenzung der Märkte die Kapitalform des Geldes hervorbringt und damit den Boden für die funktionale Differenzierung der Politik, des Rechts, der Familie, der Kunst usw. bereitet. In der vorliegenden Form ist die Konzeption Schimanks noch voller Lücken und Unstimmigkeiten. Die skizzierte Argumentation könnte – so viel sollte hier nur gezeigt werden – helfen, sie zu füllen bzw. zu überwinden.

Literatur

- Axford, Barrie (2013): *Theories of Globalization*. Malden M.A.: Polity Press.
- Beetz, Michael (2010): *Gesellschaftstheorie zwischen Autologie und Ontologie. Reflexionen über Ort und Gegenstand der Soziologie*. Bielefeld: Transcript.
- Deutschmann, Christoph (2015): »Disembedded markets as a mirror of society: Blind spots of social theory«. In: *European Journal of Social Theory* 18(4): S. 368-389.
- Haller, Max (1999): *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*. Opladen: Leske und Budrich.
- Luhmann, Niklas (1990): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1988): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft, Erster und Zweiter Teilband*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Schimank, Uwe (2005): »Funktionale Differenzierung und gesellschaftsweiter Primat von Teilsystemen – offene Fragen bei Parsons und Luhmann«. In: *Soziale Systeme* 11: S. 395-414.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Schimank, Uwe (2015): »Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 236-268.
- Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hg.) (2000, 2002): *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I/II*. Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Türcke, Christoph (2015): *Mehr! Philosophie des Geldes, 2. Aufl.* München: Beck.

Anschrift:

Prof. Dr. Christoph Deutschmann
Universität Tübingen
Institut für Soziologie
Wilhelmstr. 36
72074 Tübingen
christoph.deutschmann@uni-tuebingen.de